



Jochem Kotthaus

**Unterscheidung –
Exklusivität – Intimität**

Eine wissenssoziologische Studie
der Liebe

BELTZ JUVENTA

Inhalt

Einleitung	10
1 Die moderne Liebe als Wahlentscheidung	25
Die komplexe Moderne als Zeit der erzwungenen Entscheidungen	27
Symbolische Absicherungen und ihre modernen Transformationen	38
Kapitalismuskritik: Die Liebe als Produkt und als Markt	44
Flatpack-Mentalität	50
2 Theorie-Rekonstruktionen: Konzeptionierungen der Liebe	59
Nicht-soziologische Konzeptualisierungen der Liebe	59
Kommunikationstheoretische Modelle der Liebe	65
Handlungstheoretische Konzeptualisierungen der Liebe	70
Konzeptionierung der Liebe als Wirklichkeitsverhältnis	74
3 Konzeptuelle Aspekte: Die gesellschaftliche Konstruktion der Liebe	77
Die Liebe als gesellschaftliche Notwendigkeit	77
Die Liebe als menschliche Notwendigkeit	79
Öffentlichkeit und private Liebe	83
Sinn und Verstehen in der Öffentlichkeit und im Privaten	92
Der Sinn der Dinge	100
Externalisierung, Objektivation und Internalisierung	104
4 Systematisch: Die Liebe als Sinnwelt	110
Zu den Erfahrungsmedien der Liebe	111
Sinnwelten als Realitätsmaschinen	114
Kognition, Modulation und Relevanz	119
Eine Typologie der Medien romantischer Erfahrung	124
Kommunikation: Intimität (durch Ausschluss)	125
Interaktion: Sicherheit (durch Institutionalisierung)	131
Körperlichkeit: Besitz (durch Übereinkunft)	137
Emotionalität: Arbeit (am Empfinden)	144

5 Werdegang und Transformation einer Beziehung	152
Courtship	155
Die Mitte einer Liebesbeziehung	160
Das Ende einer Liebesbeziehung	169
Vorschlag zur wirklichkeitsnahen Trennung von Liebesbeziehung und Familie	177
Letzte Überlegungen zu der Liebe und diesem Buch	191

Einleitung

Wenn ich morgens in einem Hotelzimmer aufwache, die nüchtern funktionale Einrichtung sehe, die schon so viele Menschen vor mir morgens gesehen haben, mich erinnere, dass ich am Abend zuvor Kolleginnen und Kollegen getroffen und über mögliche Zusammenarbeiten gesprochen habe, aufstehe, mich anziehe, zum Konferenzort gehe, um mir einen Vortrag anzuhören oder vielleicht auch selbst zu halten, dann bin ich mein akademisches Selbst: eine Rolle, eine Stimmung, ein Vorrat an Handlungsrouninen, die über Interaktionen in Ko-Präsenz hinaus gehen und auch dann wirksam werden, wenn ich allein bin. Der Bruch zwischen dem Moment des Aufwachens und der ersten Begegnung mit einem Kollegen oder einer Kollegin ist minimal. Ich bin auf Dienstreisen keine Privatperson, sondern in einer Rolle unterwegs, an die bestimmte Erwartungen gestellt werden und die ich vollkommen internalisiert habe.

Wenn ich morgens neben meiner Frau aufwache, die Einrichtung des Zimmers sehe, an den gemeinsamen Abend zuvor denke, dann könnte es als Sozialbeziehung keine größere Distanz zur Welt geben.⁴ Was wir miteinander gesprochen haben, wie wir miteinander interagiert haben und welche Empfindungen wir füreinander spüren, geht ausschließlich uns beide etwas an. Umfänglich und tatsächlich können auch nur wir beide unsere Beziehung erfahren. Sie ist auch im Angesicht einer Myriade anderer Liebesbeziehungen einzigartig, so wie man annehmen kann, dass auch alle anderen Liebesbeziehungen sich selbst für außergewöhnlich und nicht wie die anderen halten. Wie wir unsere Rollen als Liebende ausfüllen, obliegt letztlich nur meiner Frau und mir. In meiner Liebesbeziehung bin ich hingegen Privatmensch, und unsere Absichten, Handlungen und Entscheidungen tangieren nur uns beide. Wenn ich aus dem Haus gehe, zur Hochschule fahre und ein Seminar halte, könnte der Bruch kaum größer sein. Hier gelten Regeln, die nicht meine eigenen sind. Hier bin ich einer von vielen.

4 Das bedeutet nicht, dass es keine Sachverhalte gibt, die ich möglicherweise noch weiter von der Welt entfernt halte: Geheimnisse, Erlebnisse, die nicht weitererzählt werden dürfen, Sorgen und Zweifel, die mit niemandem zu teilen sind. Aber diese haben keine akute oder historisierte interaktionale Komponente. Selbst, wenn ich über Traumata mit einem Therapeuten sprechen würde, und diese Gespräche einer absoluten Verschwiegenheit unterliegen, gelten Regeln des Handelns und der Kommunikation, die nicht zwischen uns ausgehandelt, sondern Teil der „ärztlichen Kunst“ wären. Und ich wäre auch nicht unersetzlich oder würde um meiner selbst willen behandelt. Vor und nach mir führen andere Patientinnen und Patienten ähnliche Gespräche mit ‚meinem‘ Therapeuten – der ja im Grunde gar nicht ‚meiner‘, sondern ‚einer‘ ist. Ich kann nicht annehmen, dass sich meine therapeutische Beziehung von einer anderen grundlegend unterscheidet.

Weder mit Studentinnen oder Studenten noch Kolleginnen oder Kollegen habe ich ein einmaliges Verhältnis. Nicht, dass es keine kollegialen oder auch freundschaftlichen Beziehungen gäbe, aber niemand ist meinerwegen an der Hochschule. Wir treffen uns dort mehr oder minder zufällig, an einem Ort der Öffentlichkeit, der für uns in gleichem Maße zugänglich ist und Wirkung entfaltet. Und wenn ich oder mein Kollege gehen, dann wird der Hochschulbetrieb einfach weiterlaufen.

Damit sind im Prinzip die drei für die Liebe konstitutiven Merkmale bereits genannt. Die Liebe zu meiner Frau unterscheidet sich von öffentlicher Institutionalisierung, weil wir die Bereiche Kommunikation, Interaktion, Körperlichkeit und Emotionalität nach unserem Ermessen betreiben. Wir trennen uns, soweit dies eben möglich ist, von der Öffentlichkeit. Unsere Liebesbeziehung ist exklusiv in dem Sinne, dass die möglichen Erfahrungen nicht nur zwischen uns verhandelt und gestaltet worden sind, sie sind auch ausschließlich auf uns beide ausgerichtet. Es gibt niemanden, dem sonst die Gefühle von erotischer Zuneigung zugetan wären, niemanden, mit dem wir auf unsere Art und Weise interagieren oder kommunizieren würden. Wenngleich es – hypothetisch – andere sexuelle Kontakte gäbe, wären diese von anderer Bedeutung als jene, die unsere Sexualität hätte. Dies ist mit Exklusivität gemeint. Und schließlich stellt diese Unterscheidung von der Öffentlichkeit nicht nur Exklusivität her, sondern in der Folge auch Intimität. Gemeint ist damit ein Vorrat an Erfahrungen, welche von niemand anderem vollumfänglich verstanden oder geteilt werden können. Letztlich führt dieser intime Wissensvorrat dann wieder zu einer Verstärkung der Trennung von der Öffentlichkeit und einer fortgesetzten Aufeinanderbezogenheit der Partnerinnen und Partner. Unterscheidung, Exklusivität und Intimität sind also einander bedingende und begünstigende Elemente. Die Grundlage jedoch ist die Unterscheidung, zumindest für die Liebe in ihrer modernen Form.⁵

Ich gehe davon aus, dass diese Herangehensweise im Unterschied zur Beschreibung ihrer scheinbar paradoxen Natur – die sich auflöst, wenn man die verschiedenen Phänomene verschiedenen Erfahrungsbereichen zuordnet – die Liebe klarer fassen kann. Liebe ist der Ort der Kontrolle, an dem Liebende ihre

5 Ich werde noch darauf zurückkommen, dass in vormodernen Zeiten Liebe eher öffentlich(er) zu verstehen war. Mehr noch, auch der gerade angesprochene Umstand, dass niemand zur Liebe gezwungen werden kann, ist ein sehr moderner. Arrangierte Ehen zerren Intimverbindungen in die Öffentlichkeit, ihr Zweck war es, politische, soziale oder ökonomische Vorteile zu erzielen. Romantische Gefühle waren vor der Moderne nicht Teil der Ehe, insofern war die Zweckdienlichkeit der Verbindung ausschlaggebend. Damit muss auch gesagt werden, dass nicht nur die Idee der Romantik, sondern auch die der Freiwilligkeit Entwicklungen der Moderne sind. Zuvor war es sehr wohl möglich, Männer und insbesondere Frauen gegen ihren Willen zu verheiraten. Da „Liebe“ im modernen Sinn nicht notwendigerweise Teil der Ehe war, musste auf diese auch nicht Rücksicht genommen werden. Ich werde auf diesen Sachverhalt später noch genauer eingehen.

Welt zu gestalten vermögen. Gleichzeitig ist es die Liebe, in der sie die Kontrolle über ihre Emotionen verlieren.⁶ So kann die Liebe als eine metaphysische, mystische oder sogar religiöse Macht erscheinen. Die Liebe wirkt wie eine Kraft *sine qua non* – weil sie es ist.

Die Liebe beeinflusst den Akteur existentiell auf jeder möglichen Ebene: Geist, Körper und Biochemie. Mit dieser „Liebe“ meine ich nun ausschließlich die romantische Intimbeziehung zu einem anderen Partner, nicht die Mutter- oder Vaterliebe, die Liebe zu Gott, die Nächsten- oder die Selbstliebe.⁷ Auch Ehe oder Familie als (erweiterte) Formen der Liebe bleiben ebenso außen vor wie soziologische Aspekte, d. h. unter anderem die Statistik der Partnerschaft oder die Frage der Effekte der Sozialstruktur auf das Wahlverhalten der Partnerinnen und Partner. Ich konzentriere mich allein auf jene spezielle Art der Sozialbeziehung, die zwei Menschen – und zwar in aller Regel genau nur diese beiden als Liebende – aneinander bindet und in einen besonderen Bezug zueinander setzt.

Mit „Liebe“ ist also zum einen die „Liebesbeziehung“ oder „Intimbeziehung“ gemeint. Zum anderen muss, da diese Untersuchung dialektisch Wissen und individuelle Erfahrung beziehungsweise Handeln in Bezug setzt, ein kulturelles Repetitorium oder ein sozial verteilter Wissensvorrat der Liebe vorliegen. Die Liebe geschieht innerhalb der Dualität von gesellschaftlicher Strukturierung und individueller Handlungsmöglichkeit. „Liebe“ meint im Grunde immer beides, und deshalb ist die Terminologie nicht ganz unproblematisch und problemfrei zu verwenden. Ich beziehe mich in dieser Untersuchung in Teilen auf Niklas Luhmanns Verständnis der Liebe als „symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium“. Gemeint sind hiermit weitreichend akzeptierte Sinnstrukturierungen, die unwahrscheinliche Kommunikationsangebote und damit die Ausbildung eines entsprechenden sozialen Systems wahrscheinlicher machen. Liebe wäre solch ein Angebot. Innerhalb dieses Mediums sind andere Sinninterpretationen und damit Anschlusskommunikationen unüblich. Selbst und gerade wenn das Kommunikationsangebot zurückgewiesen wird, besteht der Sinnzusammenhang weiter fort. Dies ist etwas deutlich anderes als eine Sozialbeziehung, die in einer Sinnwelt gründet, oder eine Emotion. Ich beabsichtige diese Unschärfe abzufedern, indem ich „Liebe“, „Liebesbeziehung“ oder „romantische Partnerschaft“ synonym verwende. Dann, wenn systemtheoretische Erörterungen ins Spiel kommen, differenziere ich zwischen der „Liebe“ als symbolisch generalisiertem Kommunikationsmedium und der „Liebesbeziehung“ als sozialem System, welches in der Annahme der Liebeskommunikation gründet.

Dass Niklas Luhmann nun ein bedeutsames Buch über die Liebe geschrieben hat, kann als Ausnahme gesehen werden.⁸ Peter L. Berger und Hansfried Kell-

6 Ann Swidler, *Talk of Love: How Culture Matters*, Chicago 2001, S. 24–42.

7 Erich Fromm, *Die Kunst des Liebens*, Frankfurt a. M. 1981.

8 Nicht in Bezug auf das Werk Luhmanns, sondern als thematische Setzung in der Soziologie.

ner kommen mit einem sehr richtungsweisenden Artikel in den Sinn, ebenso William Goode. Die Liebesbeziehung in ihrer spät- oder hochmodernen Form ist Thema bei Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim sowie Eva Illouz. Jean-Claude Kaufmann beschäftigt sich eingehend mit der Alltäglichkeit der Liebe, Ann Swidler mit Liebe als kultureller Pragmatik. Karl Lenz, Günther Burkart sowie kürzlich Udo Thiedeke haben allgemeine Soziologien der Liebe vorgelegt. Wiewohl sich diese Liste sicher erweitern ließe,⁹ muss festgestellt werden, dass sie sich im Vergleich zu anderen Themenbereichen der Soziologie doch eher knapp anlässt. Die soziologische Theorie spricht eher selten von der Liebe. Es sind stattdessen eher die „großen Themen“, die in den (weitgehend) kanonisch aufgefassten Werken verhandelt werden: Sozial- und Gesellschaftsmodelle, die Reproduktion von Klassenunterschieden, der Zivilisationsprozess als Reproduktion sozialer Ordnung, Wirtschaft, Religion, die Grundlagen kollektiven Handelns. Liebe wird dem gegenüber nicht immer, aber oft als „Exkurs“ verhandelt.¹⁰

Es wird also nicht behauptet, dass die Liebe soziologisch unbekannt sei. In der Familien- und Jugendsoziologie sind (romantische) Partnerschaften ebenso thematisiert wie in feministisch angelegten Analysen. Nur werden sie dort in der Regel als Teil eines Phänomenbereichs verhandelt, von dem man diskutieren könnte, ob die Liebe ihm wirklich zu eigen ist. Diese Ausführungen stehen nämlich, so scheint es zumindest mitunter, eher unter dem Vorzeichen der Aufdeckung männlicher Herrschaft als der Analyse struktureller Aspekte einer Sozialbeziehung. Wird die Liebe als solche besprochen, sind primär Erörterungen ihrer Transformation und Iteration in der (kapitalistischen) Moderne prävalent. Obwohl diese Arbeiten in ihrer Analyse oft brillant und herausragend sind, scheinen sie manchmal mehr über den *Prozess* der Kommodifizierung der Liebe im modernen Kapitalismus zu sprechen als über das Phänomen selbst. Weiterhin sind romantische Partnerschaften Teil des jüngeren Diskurses und der Fortschritte jenes Teiles der Soziologie, die „Emotionen“ in den Kontext der kulturellen Grundlage, der sozialen Ordnung und der biographischen Erfahrung des Akteurs stellen.¹¹ Und schließlich, um diese sehr kursorische Einordnung abzuschließen, muss festgestellt werden, dass psychologische und neurobiologische Perspektiven der Liebe als Emotion ihren sozialen Zusammenhang entziehen und sie stattdessen als „Grundemotion“ fest im genetischen Code des Menschen verdrahten.¹² Insgesamt geht dies von der Annahme aus, dass

9 Und ich muss mich bei allen Kolleginnen und Kollegen entschuldigen, die berechtigterweise davon ausgehen, sie sollten und müssten in diesem Absatz genannt werden.

10 Peter M. Blau, *Exchange and Power in Social Life*, New York 1964, S. 76–84.

11 Auch hier nur exemplarisch: Chris Shilling, „The Two Traditions in the Sociology of Emotions“, S. 10–32 in *The Sociological Review* 50(2), 2002; Randall Collins, *Interaction Ritual Chains*, Princeton 2004; Jonathan Turner, *Human Emotions: A Sociological Theory*, New York 2007.

12 Paul Ekman und Wallace Friesen, „The Repertoire of Nonverbal Behavior: Categories, Origins, Usage, and Coding“, S. 49–98 in *Semiotica* 1(1), 1969.

die Liebe außerhalb des Erkenntnisbereiches einer an der Konzeptualisierung und Analyse gesellschaftlicher Sozialität interessierten Disziplin liegt und somit besser anderen Fachrichtungen überlassen werden sollte.¹³

Innerhalb dieses Kontinuums beabsichtige ich in dieser Untersuchung nun, die Liebe anders zu fassen. Dieses Andere besteht in dem Versuch, Niklas Luhmanns systemtheoretische Fassung der Liebe mit Peter L. Bergers nomischen Erfahrungszusammenhängen, in denen äußere und innere soziale Wirklichkeit einander entsprechen, und den „Sinnprovinzen“ von Alfred Schütz zu verbinden. Damit setze ich zwei verschiedene theoretische Ausrichtungen, eine mund-anphänomenologische Alltagssoziologie und die Systemtheorie, in Bezug. Ich greife zunächst auf die von Alfred Schütz beschriebenen „Sinnbereiche“¹⁴ und die von Peter L. Berger und Thomas Luckmann weiter ausgebauten Idee der „Sinnwelten“ zurück. Die Liebe beschreibe ich als eine solche Sinnwelt. Sinnwelten sind in sich geschlossene Bereiche, in denen Erfahrungen konstant, verlässlich und umfassend in einem bestimmten Wahrnehmungsfeld gedeutet werden.¹⁵ In dieser Sinnwelt werden individuelle Wahrnehmungen getätigt, sie untersteht aber einer übergeordneten gesellschaftlichen Erfahrungsstruktur, die „Diskursuniversum“ genannt werden kann.¹⁶ Dieses ist historisch und bietet Legitimationen für sozial validierte Lösungen der bekannten und als wesentlich erachteten Probleme an, also einen Wissensvorrat, der dem Individuum Wirklichkeitsdeutungen und damit Handlungsvorschläge mit einem hohen Anspruch an Gültigkeit bereitstellt. An der Richtigkeit von religiösen, wirtschaftlichen oder politischen Erfahrungen kann für das Individuum kein Zweifel bestehen. Diese mögen enttäuschend sein, aber sie sind in fast jedem Falle nicht nur sinnvoll, sie sind auch *richtig* in dem Verständnis, dass für sie eine gesellschaftliche Absicherung besteht. Es ist wichtig zu verstehen, dass diese Legitimation nicht reflexiver oder bewusster Natur sein muss, sondern der Erfahrung selbst anhaftet.

Mit systemtheoretischen Anleihen versuche ich die Frage der Genese und damit des „Charakters“ einer Sinnwelt der Liebe zu klären. Zwar ist deutlich, dass

13 Diese Einschätzung geht zurück auf Diane Felmlee und Susan Sprecher, „Love“, S. 389–409 in *Handbook of the Sociology of Emotions*, hrsg. von Jan Stets und Jonathan Turner, New York 2006. Verwiesen sei beispielhaft auf die Arbeiten von Paul Ekman, „Cross-Cultural Studies of Facial Expression“, S. 169–222 in *Darwin and Facial Expressions*, hrsg. von Paul Ekman, New York 1973; Robert Solomon, *The Passions: Emotions and the Meaning of Life*, Indianapolis 1993; Arthur Aron, Helen Fisher und Greg Strong, „Romantic Love“, S. 579–594 in *The Cambridge Handbook of Personal Relationships*, hrsg. von Anita Vangelisti und Daniel Perlman, New York 2006.

14 Eine etwas unschöne Übersetzung von „provinces of meaning“.

15 Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze*, Bd. I: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag 1971, S. 263–269; Peter Berger und Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a. M. 1969, S. 89–138; Aron Gurwitsch, *Das Bewusstseinsfeld*, Berlin 1975, S. 227–230. Im Original bei Alfred Schütz, *Collected Papers*, vol. 1: *The Problem of Social Reality*, Den Haag 1962 „province of meaning“.

16 Schütz, *Collected Papers*, vol. I, S. 250, spricht hier von einem „universe of discourse“.

sich ein externalisierter Wissensvorrat gleichzeitig objektiviert und im Zuge der individuellen Sozialisation im Subjekt internalisiert und als eigene Wirklichkeit konstituiert,¹⁷ der sinnweltliche Ursprung verbleibt als Frage ihrer idiosynkratischen „Natur“ jedoch unklar. Mit Luhmann ist es möglich, nicht am etwas hoffnungslosen Versuch der „Wesensbestimmung“ als Aufzählung von Eigenschaften scheitern zu müssen. Es soll deshalb nicht versucht werden, die Sinnwelt der Liebe analytisch und konstitutiv auf ein definierendes Element oder mehrere Elemente, auf ihr Wesen oder ein Merkmal zu reduzieren, sondern auf die theoretische Annahme zurückzugreifen, dass soziale Systeme sich in ihrer Abgrenzung von der Umwelt bilden. Eine Liebesbeziehung ist also zunächst eine Unterscheidung zwischen den Liebenden und ihrer Umwelt. Sie führen nunmehr eine Liebesbeziehung, die sich damit von allen anderen sonstigen Formen von Beziehungen fundamental unterscheidet. In dieser Beziehung werden Wahrnehmungen auf eine bestimmte Art selektiert, die als „Liebe“ fassbar wird.

Auf Basis kulturell eingebetteter Wissensrepositorien, d. h. ihrem kulturell validierten Alltagsverständnis über die Liebe, entwickeln die Liebenden eine eigene, nur für sie gültige Sinnwelt. Unter einem Wissensrepositorium verstehe ich mit Schütz die Summe der einen Sachverhalt betreffenden Informationen, Einstellungen, Emotionen, aber auch Legitimationen und „Gewöhnlichkeiten“. Niemand kann dieses Wissen von der Welt vollumfänglich internalisiert haben. Wohl jedoch bieten solche Repositorien nicht nur Weltwissen an, sondern legen auch eine bestimmte Art der Interpretation des Vorgefundenen nahe. Der Gegenstand, Mensch, Sachverhalt, die Emotion sind bereits, wie Schütz sagt, eingebunden in einen Kontext der Vorerfahrungen und des Vertrauens. Wissensrepositorien stellen damit nicht nur Bedeutung bereit, sondern legitimieren diese auch und suggerieren, dass dieses Wissen für alle Diskursteilnehmer gilt.¹⁸ Die Liebe beginnt also damit, dass die Liebenden eine Unterscheidung treffen und damit öffentlich zugängliche Bedeutungen in Frage stellen: Sie deklarieren ihre romantische Sozial-„Beziehung“ als etwas grundsätzlich Eigenes. Dinge, Menschen, Daten, Objekte, Städte, Ziele, Lebenserfahrungen, Regeln, Routinen etc. bedeuten dann in vernetzter und sich aufeinander beziehender Weise Spezielles, etwas, was keiner anderen Sinnwelt zu eigen ist. Das Restaurant, in dem die Liebenden sich zum ersten Mal getroffen haben, wird zu einem besonderen und in der eigenen Wahrnehmung einmaligen Ort, der Erfahrungen appräsentiert, die unwiederholbar und unwiederbringlich sind. In der Welt der Liebenden unterscheiden sich diese Erfahrungen von allen möglichen anderen. Diese Trennung zwischen sich und der Umwelt bringt automatisch eine Exklusivität der Sozialbeziehung mit sich. Das Umgekehrte ist ebenso richtig: Die Exklusivität der Sozialbeziehung begründet die Trennung zur Welt. Im Laufe der Zeit entsteht eine Sinnwelt, die als „intim“

17 Berger und Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, S. 139–145.

18 Schütz, *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1, S. 8.

zu bezeichnen ist. Intimität und Anonymität sind zwei gegensätzliche Pole in Bezug auf die Bekanntheit anderer Menschen.¹⁹ Öffentliche Institutionalisierungen sind im Idealfall von Anonymität gekennzeichnet. Sie sind weder auf die Kenntnis der anderen Person angewiesen noch darauf ausgerichtet, mit dieser bekannt zu werden. Öffentliche Institutionalisierungen sind deshalb prinzipiell inklusiv, private exklusiv. Intimität verweist nun auf eine wechselseitige Vertrautheit. Sie ist nur in exklusiven Sozialbeziehungen möglich. Wir verfügen dann über „privilegiertes Wissen“ der anderen Person.²⁰ Mit Wissen ist jedoch keine Reihe von Informationen gemeint, sondern eine Aufsichtung von Erfahrungen, die sich verstetigen und im Gesamt eine alltägliche, nicht hinterfragte Weltsicht erzeugen.²¹ Der Andere ist uns dann bekannt in dem Sinne, dass wir über Wissen verfügen, welches sonst nicht zugänglich ist. In der Liebe versuchen wir regelmäßig, den Grad der Bekanntheit hochzuhalten – vielleicht so hoch wie möglich. Monogamie ist ein solcher, bereits institutionalisierter Weg. Sexualität ist nicht nur auf einen Partner oder eine Partnerin ausgerichtet, also exklusiv, sexuelle Erfahrungen, Lust, Befriedigung werden auch nur mit einem anderen Menschen *geteilt*. In der Liebe führt dies zu einer Bekanntheit, d. h. eine neue sexuelle Erfahrung mit dem Partner kann mit vorherigen kontextualisiert werden und schichtet sich somit auf zu einem einmaligen Wissen vom Körper, der Leidenschaft, den Vorlieben, dem Begehren etc. des Anderen. Wir haben mit anderen Worten ein fest verankertes, detailliertes Bewusstsein von dem Geliebten, welches über die Rolle, die der öffentliche Mensch einnehmen muss, hinausgeht.

Nur durch Unterscheidungen entstehen überhaupt Systeme, nur durch Exklusivität und Intimität können sie fortbestehen. Sie benötigen ein Verständnis ihrer besonderen Operationalität und damit davon, was andere Systeme nicht sind. Sie müssen, wie Luhmann sagt, „mindestens die Differenz von System und Umwelt systemintern als Orientierung und als Prinzip der Erzeugung von Informationen verwenden können“.²² Mit anderen Worten sind Liebende in ihrer Liebe davon abhängig, dass ihnen eine kritische Masse an idiosynkratischen Erfahrungen zuhanden ist, die rekursiv die Sinnwelt als solche bestätigen. Es ist somit nicht ausreichend, allein von der Existenz einer einmaligen Liebe auszu-

19 Schütz, *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1, S. 69f.

20 Lynn Jamieson, *Intimacy: Personal Relationships in Modern Societies*, Cambridge 1998, S. 8–18.

21 Schütz, *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1.

22 Luhmann, *Soziale Systeme*, S. 25. Es soll an dieser Stelle gerne zugegeben werden, dass ich eher den Begriff der „Unterscheidung“ im Gegensatz zu dem der „Differenz“ bevorzuge. Luhmann meint, so scheint es mir, mit „Differenz“ eher den Umstand der durch die Unterscheidung hervorgerufenen Trennung von System und Umwelt, mit „Unterscheidung“ eher die Operation der Herstellung einer Differenz. Ich gehe davon aus, dass in der Liebe die Differenz zwischen Paar und anderen Sinnwelten permanent pragmatisch vergegenwärtigt werden muss, um ein relativ fragiles Konzept wie eine aus zwei Personen bestehende Sinnwelt in einer hochkomplexen und überbordenden Umwelt nicht zu destruieren und will diese Notwendigkeit durch den aktiveren Begriff der „Unterscheidung“ betonen.

gehen. Diese muss fortgesetzt erfahren, d. h. die Differenz zwischen Paar und Umwelt muss als systeminterne Operation in Erinnerung gebracht werden. Wir kennen dies in unserem Alltag, wenn der Partner oder die Partnerin die Hand auf unseren Arm legt. Nach einer gewissen Zeit beginnt das Bewusstsein von der Berührung zu verblassen und selbst eine Reflexion, d. h. der prüfende Blick auf den Körperteil, mag uns des oder der Anderen vergewissern, ohne dass er oder sie spürbar wäre. Es braucht die Bewegung, um das Bewusstsein der Berührung, welche immer eine Unterscheidung zur Nicht-Berührung beinhaltet, zu erhalten. So ist es in der Liebe. Ein andauerndes Verharren, ohne dass „Liesoperationen“ vollzogen werden, führt zum Erlöschen des Bewusstseins von der Intimbeziehung, obwohl die Partner vielleicht von dem problemlosen Weiterbestehen der Liebe ausgehen.

Ich will jedoch im Fortgang nicht von Systemen sprechen, sondern wie angedeutet von Sinnwelten. Letztlich nehme ich also die Konzeption Luhmanns über die Genese von Systemen und fülle damit eine, wie mir scheint, Lücke in der Frage der Entstehung von Sinnwelten. Dieses Motiv, die Grenzziehung zwischen Liebenden und ihrer Umwelt, die Exklusivität der Beziehung und der Aufbau von Intimität werden sich im Verlauf dieser Ausführungen immer wieder finden lassen. Es geht mir jedoch nicht um einen essentialistischen, den empirischen Wesensgehalt bestimmenden Definitionsversuch (und damit eine Reifizierung), sondern um die Konzentration auf den Akt der Unterscheidung selbst. Dieser grenzt die Liebenden vom Rest der Welt operational ab. Während einige nun meinen, dass diese Operation ausschließlich aus kommunikativen Akten besteht, gehe ich davon aus, dass sie durch Interaktion, Körperlichkeit und Emotion bestimmt ist, „Erfahrungsmedien“, die zwar immer auch Liebeskommunikation beinhalten, aber sich nicht darin erschöpfen. *Interaktion, Kommunikation, Körperlichkeit und Emotionalität sind die Möglichkeiten der Erfahrung und gleichzeitig die Operationen, in denen Liebe stattfindet.* Diese Vierfältigkeit, die ich in einem systematischen Kapitel noch weiter ausführe, ist notwendig, um die Liebe dauerhaft von anderen privaten sozialen Beziehungen abgrenzen zu können. So unterscheidet sie sich beispielsweise von der Freundschaft und der Feindschaft durch eine jeweils spezifische Emotionalität und das dortige Fehlen von Sexualität. Gleiches gilt für die Elternschaft, in welcher die Körperlichkeit als sexuelle Attraktion zu den Nachkommen hochgradig tabuisiert und delegitimiert ist. Und es existieren andere Formen körperlicher Beziehung, die jedoch weder mit der spezifischen Bedeutung der Liebe ausgestattet sind, also auf Exklusivität beruhen und auf Intimität abzielen, noch im Zusammenhang zu Interaktion, Kommunikation und Emotionalität stehen.

Es muss nun geklärt werden, was diese vier Medien so vereint, dass sie spezifisch und idiosynkratisch werden, indem die Liebenden eine Unterscheidung treffen. Wenn ich behaupte, dass alle vier Möglichkeiten der Erfahrung gleichzeitig in der Liebe vorliegen müssen und rein praktisch Exklusivität umsetzen und

Intimität erzeugen, dann braucht es die Konzeption eines Zusammenhangs zwischen diesen. Oder anders gesagt: Es ist nicht ausreichend, auf bestimmte alltagspraktische Tätigkeiten wie sexuelle Aktivität, Kohabitation oder ein regelmäßiges gemeinsames Frühstück als definierendes Merkmal der Liebe zu verweisen. Ebenso wenig ist es zureichend, gesellschaftliche oder gar religiöse Legitimationsmechanismen anzuführen, wie die standesamtliche Trauung oder den kirchlichen Segen. Ich rege stattdessen an, die Differenz in dem Handlungs- und Erfahrungshorizont der Individuen selbst angelegt zu sehen. So erhalten Kommunikation, Interaktion, Körperlichkeit und Emotionalität genau die Liebesbedeutung, in deren Wahrnehmungshorizont sie erfolgen. Kommunikative, interaktionale, körperliche und emotionale Erfahrungen sind damit Grenzziehungen gegenüber solchen, die diese Funktion nicht erfüllen. Die Differenz zum Rest der Welt und all ihren institutionalisierten Wahrnehmungs-, Erkenntnis- und Handlungsvollzügen liegt deshalb in einer gemeinsam geschaffenen, privaten oder intimen und nur und ausschließlich für die Liebenden gültigen Sinnwelt. Auf dieser gründen sich dann wieder wechselwirkend kommunikative, interaktionale, emotionale und sexuelle Erfahrung, durch deren Vollzug sich die Sinnwelt wiederum erhält und verdichtet. Liebe ist also nichts anderes als das Handeln, Kommunizieren, Fühlen und Begehren innerhalb der Grenzen einer privaten, mit dem oder der anderen so weit wie möglich geteilten Weltwirklichkeit. Ihre Grundlage ist die Unterscheidung zur Öffentlichkeit, ihr Fortbestand liegt in der Exklusivität begründet, ihre Sinnhaftigkeit ist Intimität.

Eine solche Definition der Liebe ist kontraintuitiv, und sie muss es sein, um ihrer ärgerlichen Alltäglichkeit vorzubeugen. Sie ist geeignet, dem Wechselspiel von Öffentlichem und Privatem, Kultur und Individualität, sozialer Ordnung und Freiheit in besonderer Weise – so hoffe ich – gerecht zu werden. Der von mir als private oder intime Sinnwelt gefasste Erfahrungshorizont ist kulturell geprägt und doch gleichzeitig privat ausgestaltet. Sie verleiht allen Handlungen der Akteure in einer romantischen Beziehung einen Sinn. Auf diese Weise wird die ansonsten unwahrscheinliche Wahrscheinlichkeit einer Stabilisierung der sozialen Beziehungen erhöht. Diese soziale Beziehung ist privat, und ich würde argumentieren, dass die Liebe vielleicht die einzige Möglichkeit ist, den privaten Bereich zu stabilisieren. Freundschaften könnten beispielsweise als eine andere soziale Beziehung mit einer ähnlichen Stabilisierungsfunktion betrachtet werden. Im Gegensatz zur Liebe gibt es keine spezifische, idiosynkratische emotionale Reaktion auf Freundschaft. Diese affektive Reaktion ist nicht biologisch vorgegeben. Trauer, Glück oder Wut sind sorgfältig sozialisiert. Die Fähigkeit, in bestimmten Situationen auf bestimmte Art und Weise emotional zu reagieren, ist eine der Voraussetzungen für das Selbstsein. Das Fehlen einer besonderen und spezifischen emotionalen Reaktion auf eine Freundschaft hat zwei Seiten. Einerseits fehlt den Freundschaften das emotionale Fieber und der Furor der Liebe. Das macht Freundschaften im Vergleich zu romantischen Beziehungen weniger

intensiv und zwangloser. Andererseits erweisen sich Freundschaften, gerade weil sie weniger gefühlsbetont sind, oder anders ausgedrückt: weniger in einer affektiven Reaktion auf eine bestimmte Situation begründet sind, viel stabiler als die Liebe. Freundschaften können lange Zeiträume ohne Kontakt überstehen. Sie ertragen das Hinzukommen oder den Verlust von weiteren Beziehungen. Sie sind flexibel gegenüber unterschiedlichen sozialen und/oder politischen Veränderungen. Neben der geringeren emotionalen Intensität begründet sich die stabilisierende Wirkung von Freundschaften in dem Umstand, dass diese nicht „monogam“ angelegt sind. Freundschaften sind ein Netz sozialer Beziehungen, das das Selbst in einer Vielzahl von Verbindungen festhält. Ihre Stärke liegt in der im Vergleich zur Intimbeziehung relativen Schwäche. Die Liebesbeziehung ist einzigartig und singular. Sie kann konsekutiv erneut aufgenommen werden, jedoch in aller Regel nicht gleichzeitig geführt werden. In ihrer Einmaligkeit liegt gleichzeitig ihre Schwäche.²³

Damit schränke ich den Gegenstandsbereich dieser Untersuchung auf monogame Liebesbeziehungen ein, gleich ob diese hetero- oder homosexueller oder „gender-fluid“ Form sind. Nicht nur unterliegen Freundschaften anderen interaktionalen und emotionalen Regeln sowie Erfahrungsmodalitäten, auch bei polyamoren Liebesbeziehungen greift zwar theoretisch die Trennung zwischen der relativ fest strukturierten, institutionalisierten öffentlichen Sphäre und dem „offeneren“ und – in gewissem Maße – gestaltbaren privaten Bereich, jedoch nicht als Festlegung und Bindung von Erfahrungen an konkret einen Partner und eine Partnerin. Hierbei sehe ich, dass Polyamorie als Auffangbecken für eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Beziehungsformen gebraucht wird, unter anderem offene Partnerschaften ebenso wie Pods, triadische oder mehrfache Beziehungen, in denen auch nicht alle Partner den gleichen Stellenwert besitzen. Jedoch unabhängig davon, wie sich die polyamoren Beziehungen gestalten, ist ihnen definitionsgemäß eingeschrieben, gerade nicht dem Exklusivitätscharakter monogamer Partnerschaften zu unterliegen.²⁴ Hiermit ergibt sich ein Wissensfeld, in welchem die Partner nicht davon ausgehen können, dass der oder die Andere die Liebeserfahrungen teilt oder Bedeutungsinhalte hinreichend versteht. Insofern ist Kornelia Hahn zuzustimmen, die synchrone romantische Beziehungen zu mehreren Partnern definitionsgemäß für ausgeschlossen hält.²⁵ Die Konzentration auf monogame Partnerschaften und der Ausschluss anderer Beziehungsformen stellt damit keine normative Entscheidung dar, sondern ist in Bezug auf die zugrunde-

23 Mark Granovetter, „The Strength of Weak Ties“, S. 1360–1380 in *American Journal of Sociology* 78(6), 1973.

24 Deborah Anapol, *Polyamory in the 21st Century*, Lanham 2010.

25 Kornelia Hahn, „Romantische Liebe als Phänomen der Moderne. Anmerkungen zur Soziologie intimer Beziehungen“, S. 40–52 in *LiebesErklärungen: Intimbeziehungen aus soziologischer Perspektive*, Wiesbaden 2008.

liegende Definition der Liebe eine notwendige konzeptuelle Konsequenz. Ironischerweise sind aber sexuelle Affären außerhalb der Partnerschaft, solange diese nicht institutionalisiert und somit zu „offenen Beziehungen“ werden, für die vorliegende Untersuchung kein theoretisches Problem. Solche sexuellen Erfahrungen außerhalb der Partnerschaft sind in aller Regel mit Heimlichkeit verbunden. Gesucht und gefunden wird in aller Regel genau dies, ein sexuelles Abenteuer, nicht jedoch eine Form der Beziehung, die auf Dauer angelegt ist.²⁶ One-Night-Stands und flüchtige Affären sind oft unspezifischer als eine dauerhafte „Zweitbeziehung“. Sie hätten auch mit jemand anderem oder nicht stattfinden können. Im Grunde sind reine Sexualpartner außerhalb der Beziehung austauschbar und die Sexualität selbstbezogen. Insofern sind derartige sexuelle Erfahrungen anders als solche, die Teil einer polyamoren Liebesbeziehung sind. Die besondere Form der Beziehung in der Liebe ist, zumindest in ihrer monogamen Ausprägung, auf genau eine Person gerichtet.

Als Effekt der Exklusivität monogamer Beziehungen entsteht im Laufe der Zeit *Intimität*. Intimität ist der Aufbau eines Erfahrungsbereichs, d. h. eines Netzwerks miteinander verbundener Objektbedeutungen, die in vollem Umfang nur durch die Liebenden zu entschlüsseln sind. Diese Intimität bildet die Basis der weiteren Beziehung und verstärkt gleichzeitig den Effekt der Unterscheidung und der Exklusivität. Die Sinnwelt der Liebe ist absolut einmalig. Keiner der Partner kann durch einen Nachfolger in der Erwartung ersetzt werden, dass die Beziehung die gleiche sein wird. Kein Außenstehender kann eine erfolgreiche Beziehung vollumfänglich nachvollziehen oder erhandeln. Erfolg hat dabei ebenfalls keine normativen Implikationen. Er bedeutet lediglich, dass die Beziehung zwischen den Partnern so institutionalisiert wird, dass beide mit einer gewissen berechtigten Annahme davon ausgehen können, dass Motive und Perspektiven wechselseitig gelten²⁷ und die Kommunikation innerhalb der kognitiven Logik ihrer privaten Sinnwelt weitergeht. Man könnte argumentieren, dass sogar Missbrauchsbeziehungen insofern „erfolgreich“ sind, als beide Partner über einen stabilen Erwartungshorizont innerhalb ihrer Sinnwelt verfügen. Ein solches Arrangement ist oft schädigend und belastend, aber es kommt ohne Überraschungen, wiederholt sich immer wieder und ist Teil der Sinnwelt *beider* Partner. Erfolgreiche romantische Beziehungen müssen nicht glücklich, erfüllend oder

26 Gunter Schmidt, Silja Matthiesen, Arne Dekker und Kurt Starke, *Spätmoderne Beziehungswelten: Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*, Wiesbaden 2006, S. 133–136.

27 Schütz, *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1. Für Schütz ist diese „Reziprozität“ notwendig, damit das Ziel einer Handlung sowie deren Interpretation von den anderen Akteuren vorausgesetzt werden kann. Auf diese Weise wird die Interaktion immer wieder fortgesetzt, ohne dass die Notwendigkeit besteht, sie zu reflektieren. So funktioniert im Grunde das alltägliche Leben. Wir gehen davon aus, dass wir verstehen, welche Motive für unser Handeln der andere Akteur oder die andere Akteurin versteht, wenn wir auf eine bestimmte Weise handeln. Wenn wir anders verstanden werden wollen, ändern wir unser Handeln entsprechend.

bereichernd für die Partner sein. Das Gegenteil ist möglich. Es ist aber völlig ausreichend, dass beide Partner Erfahrungen innerhalb der Sinnwelt der „Liebe“ wahrnehmen.

Ich will noch ein Wort zu den soziologischen Grundannahmen sagen, auf denen diese Untersuchung beruht. Während aus soziologischer Sicht alle sozialen Phänomene ein Effekt des Sozialen selbst sind, neigen Veröffentlichungen über Liebe und romantische Beziehungen manchmal dazu, menschliches Handeln zu individualisieren.²⁸ Eine eher strukturelle Perspektive wird mit Émile Durkheim in Verbindung gebracht, während der eher individuumszentrierte theoretische Rahmen auf Max Weber zurückgeführt wird. Beide Perspektiven in einer allzu orthodoxen Interpretation zu betrachten, wäre jedoch einseitig und falsch. Schon früh in der Soziologiegeschichte wurde deutlich, dass der Mensch „homo duplex“ ist.²⁹ Wie auch immer diese Duplizität theoretisch konstruiert wird, umfasst sie Elemente der „Natur“, der Biologie, des Willens des Individuums einerseits und Aspekte der Moral, der Gemeinschaft, der sozialen Struktur andererseits. Ob diese Elemente jedoch tatsächlich kontradiktorisch oder sogar antagonistisch seien, mag bezweifelt werden. Die soziale Ordnung würde dann hier dem Wesen des Menschen gegenübergestellt. Jedes Verfolgen innerer Triebe und subjektiver Bedürfnisse verginge sich an den moralischen Grundsätzen des Sozialen. Und jedes moralische Handeln würde schmerzhaft in die Eigenständigkeit persönlicher Individualität einschneiden. Doch stellt sich die Frage, ob Durkheim gut daran tut, Sozialität und Individualität als notwendig, aber grundsätzlich different zu modellieren. Beide bedingen einander doch in aller Regel friktionsfrei. Die Natur des Menschen ist seine Sozialität, er wird nur durch die Erfahrung von Transzendenz und Begrenzungen zu mehr als einem bedeutungslosen Organismus.³⁰ Dies ist jedoch keine Verlustgeschichte, sondern die anthropologische Bedingtheit des Menschen.

Dieses Buch vermag zweierlei nicht zu leisten: Es ist keine systematische Einführung in die Soziologie(n) der Liebe. Und es stellt ganz sicher kein Lehrbuch dar und ist an mancher Stelle etwas voraussetzungsvoll. Ich beziehe mich in dieser Untersuchung in grundlegender Art und Weise auf die Arbeiten von Alfred Schütz, Peter L. Berger, Thomas Luckmann und Niklas Luhmann.³¹ Ich muss jedoch zugeben, dass ich mitunter theoretische Bezüge eher als Inspiration, denn in genauester Begriffs- und Theorie(re)konstruktion gebraucht habe. Die Absicht dieses Buches war und ist es, eine konzise Darstellung meiner eigenen Konzep-

28 Shilling, „The Two Traditions in the Sociology of Emotions“.

29 Emile Durkheim, „The Dualism of Human Nature and Its Social Conditions“, S. 325–340 in *Essays on Sociology and Philosophy*, hrsg. von Kurt Wolff, New York 1964, S. 328.

30 Thomas Luckmann, *The Invisible Religion: The Problem of Religion in Modern Society*, New York 1967, S. 49.

31 Bedanken darf und muss ich mich in jedem Fall bei Udo Thiedeke für die Durchsicht des Buchs, insbesondere seiner systemtheoretischen Komponenten, und die Vielzahl an Hinweisen.

tion der Liebe als Sozialbeziehung zu verfassen. Insofern bitte ich schon jetzt für derartige Unschärfen um Entschuldigung.

Welche Inhalte werden nun konkret behandelt? Emotionalität, und damit auch die Liebe, muss an der Schnittstelle zwischen dem Selbst und der sozialen Ordnung angesiedelt sein. Strittig ist weniger, ob dies der Fall ist, sondern wie der Zusammenhang von menschlichem Organismus und sozialer Struktur theoretisch zu modellieren ist, beziehungsweise wie dieser Zusammenhang zu bewerten sei. Letztlich läuft dies auf die Frage hinaus, wie stark der Anteil der Natur und wie groß derjenige der Sozialität, Moralität und Rationalität sei. Hier wird dann nicht weniger verhandelt als die grundlegende Frage des Charakters des Menschen in der Moderne. Dies soll im ersten Kapitel dieses Buchs ver- und behandelt werden. Wir müssen dort noch keine Definition der Liebe in der Konzeptionierung ihrer Unterscheidung vornehmen,³² um eine kleine Typologie jener Untersuchungen und Abhandlungen aufzustellen, die sich mit der Liebe in soziologischer Art und Weise beschäftigen. Zuerst sind dies gesellschafts- und kulturanalytische Arbeiten, oft mit einem „kapitalismuskritischen“ und/oder geschlechterdifferenzierenden Einschlag. Diese sind sich darin einig, dass die Liebe in der Moderne eine Wahlentscheidung darstellt, schätzen ihren Zustand und ihre Stellung jedoch sehr unterschiedlich ein.

Im zweiten Kapitel geht es um die Frage bisheriger Konzeptionierungen der Liebe. Sowohl die Art der Modellierung der Liebe als Begründung, Effekt, Stütze oder subversive Bezweiflung sozialer Ordnung als auch ihre Bewertung sind mit zentralen und bewussten erkenntnistheoretischen, konzeptuellen und theoretischen Entscheidungen verbunden. Im Rahmen dieser Untersuchung ist die Liebe in all ihren emotionalen, kommunikativen, interaktionalen und sexuellen Aspekten ein Effekt des Sozialen. Ich versuche hier zu zeigen, inwiefern es sich bei der Liebe um ein Institutionalisierungs Bündel handelt, welches zu beiden Seiten hin wirkt: Sie stützt hochgradig die soziale Ordnung, einschließlich des wesentlichen und hauptsächlichen Regulationsmechanismus zur biologischen Reproduktion. Sie bietet zudem einen, vielleicht den Wahrnehmungs- und Handlungskontext, um die Heterogenität und Partikularität gesellschaftlicher Geltungsansprüche zu zentrieren und zu vereinbaren. Diese doppelte Funktionalität geschieht nicht aus Zufall. Sie ist selbst ein Effekt des Sozialen. Andere wissenschaftliche Disziplinen behandeln die Angelegenheit anders. Ich begreife Liebe nicht als Biologie, sondern als Wissen, das historisch konstituiert, gesellschaftlich validiert

32 Ohne an dieser Stelle ins Detail gehen zu können oder müssen, darf gesagt werden, dass das Verständnis von dem, was „Liebe“ darstellt, sich von Erörterung zu Erörterung zum Teil fundamental unterscheidet. Es ist deshalb an dieser Stelle noch nicht sinnvoll, eine entsprechende Begriffsbestimmung zu leisten. Insofern muss ich den dem Soziologen ungeliebten Weg gehen und zunächst über Dinge sprechen, deren genaue Form und Inhalt noch unbekannt sind.

und durch Sozialisation verinnerlicht wurde, was zu institutionalisiertem Handeln führt und somit entsprechende Gefühle hervorruft.

Aber das macht eine affektive Reaktion auf ein kulturelles Phänomen nicht nur nicht zu einem Teil des evolutionären Prozesses, es legt den Blick auch frei auf die gut geschmierte Maschine der Kommerzialisierung jeder menschlichen Aktivität. Um diesen Punkt zu verdeutlichen: Anzunehmen, dass das Gefühl der Verliebtheit heute dasselbe ist wie vor hundert Jahren oder vor einem Jahrtausend, bedeutet, die Komplexität der sozialen Interaktion zu vereinfachen und die große Bedeutung der Kultur außer Acht zu lassen. Man kann argumentieren, dass diese „Naturalisierung“ der Liebe als biologisierte Grundlage der Heterosexualität dient, vor allem, wenn Liebe und Sex(ualität) nicht analytisch getrennt und begrifflich erfasst werden.³³ Dann könnte man zu dem Schluss kommen, dass die einzig wahre Form der Liebe oder Beziehung diejenige ist, die die Fortpflanzung ermöglicht. Wie sich eindeutig gezeigt hat, beruht diese Vermutung nicht auf einer biologischen Annahme, sondern auf der kulturellen Notwendigkeit, angesichts schwieriger wirtschaftlicher Bedingungen ein stabiles Umfeld für die Fortpflanzung und die Aufzucht der Nachkommen zu gewährleisten. In dem Maße, wie sich die wirtschaftliche Lage verbessert hat und der Wohlfahrtsstaat erheblich ausgebaut wurde, hat sich die Verbindung zwischen Sexualität und Fortpflanzung gelöst.³⁴

Im dritten Kapitel komme ich dann zum Hauptteil dieser Untersuchung und lege mein eigenes Konzept der sozialen Konstruktion der Liebe dar. Ich versuche, in recht knapper und komprimierter Form meine hermeneutisch-wissenssoziologischen Grundlagen zu entfalten. Das vierte Kapitel führt dann die zentrale Idee weiter aus und vertieft sie: Die Liebe ist eine geschlossene Sinnwelt, welche sich von der Welt und allen anderen Sinnwelten einschließlich der des Alltags trennt. Ich hoffe, diese Idee so pointiert darstellen und zuspitzen zu können, dass sie zumindest in bescheidenem Umfang einen Neuheitscharakter gewinnen kann.

Von hier aus ist es nur ein kleiner Schritt zum abschließenden fünften Abschnitt. Da jedes Buch im Grunde mit seinem Erscheinen und vielleicht auch schon im Verfassen für die Autorin und den Autor veraltet ist, bietet dieses Kapitel einen Ausblick, wohin die Reise in der Untersuchung von Paaren gehen könnte. Ist die Liebe tatsächlich eine geschlossene Sinnwelt und benötigt sie diese konstitutive Exklusivität, dann ist der Übergang von der Partnerschaft zur Elternschaft und Familie eine strukturelle Bedrohung. Man könnte sagen: Eltern sind nur bedingt, und vielleicht gar keine Paare. Dieser Umstand wird anhand differenztheoretischer Überlegungen plausibilisiert. Wenn dem so wäre, gerieten die pragmatische Transformation der Liebenden und ihre Anpassungsleistungen

33 Paul Johnson, *Love, Heterosexuality, and Society*, New York 2005.

34 Anthony Giddens, *Wandel der Intimität: Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, Frankfurt a. M. 1993.

deutlicher in das Zentrum empirischer Perspektiven, als es in familiensoziologischen Untersuchungen bisher der Fall ist. Dann könnte entgegen anderen Vorschlägen der Beratung und Therapie dieser Zustand auch nicht ohne Weiteres „im laufenden Betrieb“, d. h. in der Erziehungsarbeit, zurückgewonnen werden. Hierum geht es, zumindest in Andeutungen, im letzten Teil dieser Untersuchung.

Dieses Buch ist N.D. gewidmet, mit der mich Liebe und Trauer für mehr als zwei Leben verbindet.

1 Die moderne Liebe als Wahlentscheidung

Ende des 16. Jahrhunderts verfasste William Shakespeare ein Schauspiel über eine gängige Praxis seiner Zeit, und zwar über Herrschaftsbeziehungen, die zwischen Familien und Häusern durch arrangierte Heiraten hergestellt wurden. Der in eine langjährige Fehde mit dem rivalisierenden Haus Montague verwickelte Lord Capulet erwägt, eine Ehe zwischen seiner Tochter und Graf Paris, einem Verwandten von Prinz Escalus, dem Herrscher Veronas, zu arrangieren. Dies würde ihn in eine Position bringen, die es dem Rivalen erschwert, gegen ihn vorzugehen. Ein Angriff auf ihn käme einer Attacke auf den Prinzen gleich. Jedoch zögert Lord Capulet und ermöglicht seiner Tochter Julia ungewollt, eine Romanze mit Romeo, dem Sohn der rivalisierenden Familie, einzugehen. Die Konsequenzen dieser Unvorsichtigkeit sind fatal. Die Hauptfiguren sowie unschuldige Unbeteiligte, darunter Graf Paris, Mercutio, Tybalt und Romeos Mutter Lady Montague, finden ein tragisches Ende. Shakespeares Tragödie dient als Warnung vor den Gefahren, die von wild gewordenen Emotionen ausgehen. All diese Todesfälle wären vermeidbar gewesen, hätten sich die beteiligten Personen stärker an die Tradition gehalten und von dem Versuch Abstand genommen, ihren romantischen Impulsen folgen zu wollen.

Diese Interpretation von *Romeo und Julia* ist jedoch nicht die eines modernen Publikums. Heutige Zuschauerinnen und Zuschauer sehen in dem Stück wohl eine Feier der wahren und authentischen Liebe angesichts fast unüberbrückbarer kultureller, sozialer und familialer Hindernisse. Vormoderne Ehen dienten der Sicherung von Herrschaft durch Bündnisse zwischen Familien, die sowohl von der Kirche als auch vom Staat geheiligt wurden, sowie jenseits des Adels zur Absicherung der Lebensgrundlagen auf Hof, Scholle, eigenem oder fremdem Gut und Boden.³⁵ Emotionen, Romantik und Liebe galten als irrationaler Gegenpol zu diesen rationalen Überlegungen.³⁶ Was uns heute fremd erscheint, kann tatsächlich als enorm strukturierte, rationale, verbindliche Form der Stiftung von Ehen gesehen werden. Zufälligkeiten, Schuld, Emotionen und damit potentielle Enttäuschungen, generell Misserfolge durch falsche Entscheidungen waren vormodernen Partnerschaften eher unbekannt, gerade weil sie nicht im freien Er-

35 Damit soll nicht gemeint sein, dass eine freie Partnerwahl möglich war. Das Eingehen der Ehe war bei Leibeigenen zustimmungspflichtig, zudem war sexuelle Aktivität außerhalb der Ehe verboten, siehe hier Peter Blickle, *Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten: Eine Geschichte der Freiheit in Deutschland*, München 2006.

36 Eva Illouz, *Der Konsum der Romantik: Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*, Frankfurt a. M. 2007.